



# Leseprobe

Rosa Ventrella  
**Im Schatten des  
Oleanders**  
Roman

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



---

Seiten: 416

Erscheinungstermin: 19. Juli 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

## *Buch*

Carbonara, ein Dorf in Apulien, in den 30er Jahren: Margiala, eine starke Frau von außergewöhnlicher Schönheit, hat drei Töchter: Rosetta, schön und furchtlos wie sie selbst, Cornelia, die das honigfarbene Haar und die hellen Augen ihres tragisch verstorbenen Vaters besitzt, und Diamante, die jüngste, mit ihren ungezähmten Locken und ihrem rebellischen Geist. Die vier Frauen sind eine eingeschworene Gemeinschaft, mutig gehen sie gemeinsam durchs Leben. Doch dann heiraten Rosetta und Cornelia, und Diamante beginnt eine freie Beziehung zu ihrer großen Liebe Antonio. Vor der größten Herausforderung ihres Lebens stehen die vier allerdings, als der große Krieg nach Apulien kommt ...

Informationen zu Rosa Ventrella  
und ihren Romanen  
finden Sie am Ende des Buches.

Die Originalausgabe erschien 2018  
unter dem Titel »Il giardino degli oleandri«  
bei Newton Compton Editori, Rom.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Juli 2023

Copyright © der Originalausgabe 2018 by Newton Compton Editori srl

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2023

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

This edition published in agreement with the Proprietor through

MalaTesta Literary Agency, Milan

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München

Umschlagfoto: © Getty Images/Béla Török; FinePic®, München

Redaktion: Viktoria von Schirach

BH · Herstellung: ik

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49047-9

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

*Dieses Buch ist den Frauen meiner Kindheit  
gewidmet, die ich geliebt habe und die leider  
nicht mehr unter uns sind ...*

*Dieses Buch ist auch meiner Mutter gewidmet,  
die zum Glück nach wie vor an meiner Seite ist ...*

## Anstelle eines Vorworts

Wenn ich mich zurückerinnere und überlege, was meine von Frauen geprägte Welt am besten beschreibt, eilen meine Gedanken sofort in die Kindheit zurück. Denn ein einziges Bild überstrahlt alles andere, mühsam Herausbeschworene: Es zeigt die Frauen meiner Familie, die bei uns zuhause zusammengekommen sind, um für Weihnachten zu backen. Darf ich kurz vorstellen? Da ist meine Oma, Königin ohne Krone und Herrscherin ohne Thron – der Dreh- und Angelpunkt meiner Kindheit, ja meiner gesamten Welt. Da ist meine Mutter, eine sanftmütige Frau ohne große Erwartungen, die stets nur Zweitbeste ist, wenn es darum geht, etwas vorzubereiten oder zu kochen. (Die Beste ist meine jüngste Tante, das eigentliche kulinarische Genie unserer Familie). Und da sind die vielen anderen Tanten, die wegen ihres fortgeschrittenen Alters etwas mehr zu sagen haben. Ich weiß noch genau, wie es war, wenn die jüngste Tante eintraf: Ihren triumphalen Einzug schienen sogar noch die auf den Backpulvertütchen aufgedruckten Engel zu bejubeln. Sie kam stets als Letzte, herbeigesehnt wie ein Geschenk des Himmels – auch weil sie küchentechnisch am besten ausgestattet war. Sie brachte die »Eischnemaschine« mit, gegen die meine Oma allerdings eine tiefe, aufrichtige Abneigung hegte. Aus ihrer Sicht gab es keine Höllenmaschine, die es mit ihrem Paar Hände aufnehmen

konnte. Daher ignorierte die Matriarchin das funkelnde Gerät, umschlang stattdessen die weiße Schüssel mit dem blauen Rand und vollbrachte das Wunder: Direkt vor meinen verzückten, wenn auch leicht glasigen Augen (weil es wirklich lange dauerte) verwandelte sich literweise klebrig-flüssiges Weiß in weiche Wattewolken. »Du musst immer in dieselbe Richtung rühren«, flüsterte sie mir stolz zu, wobei sie verstohlen nach links und rechts sah, als verriete sie mir ein Staatsgeheimnis. Ich sollte sie jedoch enttäuschen: Als moderne, emanzipierte Frau benutze ich stets einen elektrischen Handmixer. Aber noch habe ich nicht erklärt, welche Rolle ich in diesem Tohuwabohu aus Mehl, Eiern, Zucker und Zuwendung hatte:

Gar keine.

Es war mir bloß erlaubt zuzusehen. Denn das war die Regel Nummer eins für Frauen. Je früher ich lernte, mich mit einer reinen Statistenrolle abzufinden, desto besser. Jeder Versuch, sich in diese komplizierte Erwachsenenwelt vorzuwagen, und sei es nur auf Zehenspitzen, war von vornherein zum Scheitern verurteilt – und wenn ich mir noch so sehr einbildete, ein Meisterwerk geschaffen zu haben. Die jüngste Tante spähte mir mit Argusaugen über die Schulter und wies mich unweigerlich darauf hin, dass ich noch nicht so weit sei und dass mein Gebäck noch einmal von vorn gemacht werden müsse.

»Du kannst das einfach nicht!«, beschied sie nicht ohne eine Portion Sadismus. »Aber wenn du erst mal groß bist, wird es so aussehen wie das hier.« Hämisch hielt sie mir reihenweise Ricotta-Täschchen, Butterplätzchen und apu-

lische *cartellate* unter die Nase – eines perfekter als das andere.

Denn das war die Regel Nummer zwei für eine tadellose Hausfrau: Nachahmung. Als ich endlich alt genug war, mich nicht mehr auf Zehenspitzen stellen zu müssen, um bei der Zubereitung zuzusehen, begriff ich, dass ich nicht aufmerksam genug gewesen war: Völlig verzaubert vom Duft der frischgebackenen Plätzchen, hatte ich gar nicht mitbekommen, dass das, was sich da vor meinen Kinder-Augen abspielte, ein grausamer Initiationsritus war.

Endloses Getuschel, verstohlene Blicke, spitze Zungen, dazu fleißige, niemals ruhende Hände: Die Frauen meiner Familie tuschelten, kicherten und tratschten wie verrückt. Und bei all dem Trubel war mir gar nicht aufgefallen, dass ihre ahnungslosen, ja sogar ganz zufriedenen Opfer ausschließlich die Männer waren.

»Die Kerle sind doch alle gleich«, murmelte meine Oma mit ergebener Leidensmiene.

Regel Nummer drei.

»Man muss sie austricksen, damit sie zufrieden sind«, bekräftigte meine Mutter.

Regel Nummer vier. Die jüngste Tante nickte, wobei sie sich keine Mühe gab, den mitleidigen Blick auf meine Wenigkeit zu verbergen: Ich ging hier schließlich nicht nur in die hohe Schule des Backens, sondern erhielt auch so etwas wie Einblicke in die Welt der Ehe.

»Der Mann ist ein Jäger«, lautete die Lieblingsweisheit der Königin.

Regel Nummer fünf.

»Man darf den Männern niemals die Wahrheit sagen. Sie würden sie gar nicht verstehen«, verkündete meine Mutter.  
Regel Nummer sechs.

Da begriff ich, dass das gemeinsame Weihnachtsbacken ihre Methode war, mich auf meine Zukunft als Hausfrau und Mutter, als Herrscherin über mein kleines Reich vorzubereiten. Mein Opa, mein Vater und mein Onkel ahnten nichts von diesem Aufstand gegen das männliche Geschlecht, der gerade mal so lang dauerte, wie man sich einbildete, die eigenen Gefühle, das eigene Schicksal selbst in der Hand zu haben. Und der ein klägliches Ende fand, sobald mein Vater klirrend den Türriegel aufschob und die Küche ansteuerte. Dann erbleichte meine Mutter und sorgte rasch wieder für Ordnung.

»Psst, psst!«, flüsterte sie, »er kommt.«

Die Hausfrauen verstummten. Mein Vater warf einen Blick auf das Gebäck, genoss den köstlichen Plätzchenduft und gab mir einen zärtlichen Klaps auf die Wange – nicht ahnend, dass sich die braven Frauen wieder in Teufelinnen zurückverwandeln würden, kaum dass er gegangen war.

Denn dann begann Tante Diamante damit, ihre traurige Lebensgeschichte zu erzählen, und das war das Schönste an unserem Familientreffen – der Moment, den ich von Anfang an herbeigesehnt hatte.

Dazu gehörten zahlreiche Anekdoten. Manchmal waren sie leicht abgeändert, andere Male klangen sie genau gleich – doch alle begannen 1938, in ferner Vergangenheit, und erzählten von einem Haus mit Garten und von einem blühenden Oleander.



TEIL I  
DER TOD

*Frühling 1938*

Es versprach, ein heißer Frühling zu werden – einer, in dem man sich nichts Schöneres vorstellen kann, als durch die bunten Felder zu toben, um bei Sonnenuntergang erschöpft und verdreht nach Hause zurückzukehren.

Gleichzeitig hätte es nicht schlimmer sein können, weil alles klebte vor Schweiß, zu dem sich ein unangenehmes Jucken von den Blütenpollen gesellte.

Trotzdem war das für mich die schönste Zeit des Jahres: Vorfreude lag in der Luft, alles konnte kaum erwarten, zu neuem Leben zu erwachen. Wir verabschiedeten uns vom Winter wie von einem alten Griesgram, der sich gegen die neue Zeit sträubt. Nur dass keiner mehr auf ihn hörte, sobald der Frühling in der Luft lag.

Bei Compare Bertoni verabschiedete man sich mit einem ganz bestimmten Ritual von der Kälte. Das geschah Ende Februar, wenn der Winter nur noch eine ferne Erinnerung war und die ersten Sonnenstrahlen für Wärme sorgten. Man konnte sie regelrecht schmecken!

Dazu trommelte uns der alte Uberto alle vor dem großen Feigenbaum zusammen, der vor seinem Haus auftrug. Er war wirklich majestätisch, und ich musste mir den Hals verrenken, um ihn in seiner ganzen Pracht bewundern zu können. Der knotige Stamm hatte sich x-fach um sich selbst

geschlungen, eine Schlinge für jedes Jahr, das er hier schon stand, um über das Haus von Signor Bertoni und die vorigen Generationen zu wachen.

Warum sich dieses bedeutungsvolle Ritual Jahr für Jahr ausgerechnet unter dem Feigenbaum dieses kauzigen Alten abspielte, weiß ich nicht. Für mich war ein Feigenbaum so gut wie der andere. Wäre es nach mir gegangen, hätte man auch den in unserem Garten nehmen können. Doch in meinem Dorf bekam alles einen festen Platz zugewiesen im Leben, alles und jeder hatte eine Rolle zu erfüllen, die Dingen wie Menschen übergestülpt wurde wie eine zweite Haut. Und die Aufgabe des alten Bertoni und seines Feigenbaums bestand nun einmal darin, den Winter zu verjagen.

Zu diesem Zweck schwang der alte Brumbär eine dicke Gerte, mit der er den armen Feigenbaum gründlich auspeitschte. Bei jedem Schlag mischte sich ein heiseres Röcheln in das Blätterrauschen, so als stöhnte das Gewächs tatsächlich unter den Peitschenhieben.

Aus Mitleid mit dem alten Baum kniffen mein Freund Pietro und ich jeweils ein Auge zu. Mit dem anderen schauten wir uns gründlich um. Der alte Uberto behauptet nämlich, der Geist des Winters würde durch seine kräftigen Hiebe in den Himmel auffahren. Mit wachsamen Blick erwarteten wir jeden Moment, ein übernatürliches, aus Wind bestehendes Wesen zu sehen, das, nach Renetten und Moos duftend, emporschwebte, um dem heiteren Frühling zu weichen. Die eine oder andere Frau ließ sich sogar dazu hinreißen, ein Kreuz zu schlagen und »Amen« zu murmeln, während Uberto das Wunder vollbrachte – ein bisschen

heidnische Religion kann schließlich nie schaden. Diesmal hatten die Hiebe von Signor Bertoni ganze Arbeit geleistet, denn seit seinem Ritual waren Eis und Kälte ausgeblieben. Stattdessen hatte sich erst schüchtern, dann immer dreister ein sengend heißer Frühling breitgemacht, was meinen Vater von früh bis spät fluchen ließ. Er begnügte sich nicht damit, die Sonne zu verwünschen, sondern auch noch den Mond, weil seiner Meinung nach alle beide dafür verantwortlich waren, dass alles von diesen glühend heißen Strahlen durchbohrt wurde.

Pietro und ich hingegen genossen unbeschwert die Vor- und Nachmittage sowie die Sonnenuntergänge – mit dem gebräunten Teint, an dem man Bauernkinder angeblich erkennt. Und tatsächlich gehörten wir ja auch zur Landbevölkerung, worauf ich sehr stolz war.

Damals gab es nichts Schöneres, als die Hände beim Heimkommen in die Zinkwanne mit frischem Wasser zu tauchen, die Mama vor die Haustür gestellt hatte. Ich spritzte es mir mehrmals ins Gesicht, bis mir ein Schauer den Rücken hochkroch und die Tropfen an Hals und Brust herabbrannen. Selig seufzte ich auf, so sehr genoss ich diesen Kontrast.

Ich war schon von klein auf von Gegensätzen fasziniert – daher auch meine Vorliebe für besonders grelle oder fahle Farben, für zu kalte oder zu heiße Jahreszeiten, für Weiß und Schwarz. Die vielen Zwischentöne hingegen waren mir völlig gleichgültig, als gingen sie mich nichts an.

»Du bist ein seltsames Mädchen«, sagte meine Mutter immer, wenn ich – ganz im Gegensatz zu meinen Alters-

genossen, denen es schwerfiel, sich eindeutig für oder gegen etwas zu entscheiden, und die lieber noch Raum für Zweifel oder für eine Kehrtwende ließen – immer gleich wusste, was ich wollte beziehungsweise wozu mich keine zehn Pferde bewegen würden. Das galt auch für Marmeladesorten.

Ich liebte diejenigen, die schwarz waren wie Januarerde, aus festen violetten Pflaumen oder aus den wilden Blaubeeren, die Pietro und ich ganz in der Nähe des großen ausgepeitschten Feigenbaums pflückten. Pflaumen- und Blaubeermarmelade waren meine Lieblingssorten, und Mama konnte mich um keinen Preis dazu bringen, etwas anderes zu essen. Eben wegen meiner Vorliebe für Kontraste kombinierte ich das Januarschwarz am liebsten mit Zitronenkompott.

Dazu legte die Margiala – denn so hieß meine Mutter bei uns im Ort – die Zitronen tagelang ein, bis ihre Schale ganz weich wurde.

Dann entfernte sie sorgfältig die weiße Haut und kochte die Schalen in reichlich Wasser – eine Prozedur, die sie so lange wiederholte, bis diese ihren bitteren Geschmack verloren hatten. Anschließend wurden sie mit den Früchten und mit Zucker zu einer köstlichen Marmelade eingekocht. Mama bereitete große Mengen davon zu, weil der ganze Ort verrückt nach den Marmeladen der Margiala war. Sie kochte zig Gläser davon ein, die dann im Winter gegessen wurden – »um das Aroma des Sommers zu schmecken«, wie sie so schön sagte.

Man muss wissen, dass bei uns im Ort alle einen Spitznamen hatten. Das war eine Art Trophäe, die einem zuer-

kannt wurde, sobald man alt genug war, um eine Persönlichkeit entwickelt zu haben.

Deshalb hieß meine Mutter »die Margiala«, auch wenn das in ihrem Fall nicht nur ein Spitzname war, sondern auch eine Art Charakterbeschreibung. Und das hat wiederum mit den Rollen zu tun.

In unserem Dialekt ist die »Margiala« eine Frau mit magischen Kräften, eine weise Frau, die weiß, wann man welche Heilkräuter anwendet, wie man den bösen Blick abwehrt, wie man das Geschlecht eines ungeborenen Kindes erkennt, wie man Bauchweh bei kleinen Kindern kuriert und vieles mehr. Aufgrund dieser und anderer Fähigkeiten war meine Mutter im ganzen Ort bekannt.

Alles Gaben, die sie von ihrer Mutter Diamante geerbt hatte, die ihrerseits in ganz Cerignola als weise Frau respektiert wurde.

Pietro und ich liebten es zu angeln. Wir kannten eine Abkürzung über die Felder, die an dem tiefen Graben entlangführte, der während des Faschismus ausgehoben worden war und bis ans Meer reichte. Eine kilometerlange Senke aus aufgeworfener Erde, die einem, wenn man ihr folgte, das Gefühl gab, etwas ganz Aufregendes, Abenteuerliches zu tun. Es hieß, der Duce habe sie mit Meerwasser fluten wollen, und wir Kinder malten uns gerne aus, wie schön es doch wäre, darin zu planschen. Das Meer direkt im Dorf – eine herrliche Vorstellung!

Nicht wir hatten diese Abkürzung entdeckt, auch wenn wir uns mit dieser harmlosen Lüge jahrelang brüsteten. Tat-

sächlich waren wir eines schönen Tages nur Tommaso gefolgt und zu unserer großen Überraschung am Hafenbecken wieder herausgekommen. Tommaso war mein Kater oder besser gesagt der Kater von all meinen Nachbarn. Er war einfach nicht dafür gemacht, nur einen Besitzer zu haben. Stattdessen war er ein gewitzter Landstreicher, der gern zu uns kam, wenn es etwas zu fressen gab, einen aber jederzeit mit Fremden betrog, wenn diese etwas noch Leckereres zu bieten hatten.

»Pah, Katzen sind wie Frauen!«, behauptete mein Vater.  
»Sie kennen keine Treue.«

Ich prägte mir sämtliche Ermahnungen und Vorwürfe ein, die Papa so von sich gab, in der festen Überzeugung, dass mir diese Weisheiten im Leben noch mal weiterhelfen würden.

Auch das mit der Treue faszinierte mich – genauso wie die Sache mit den Gegensätzen. Doch während es mir leichtfiel, Vaters Worte in Bezug auf Katzen für bare Münze zu nehmen, tat ich mich deutlich schwerer, sie mit den Frauen in Zusammenhang zu bringen, die ich kannte. Und schon gar nicht mit meiner Mutter. Ich sah förmlich vor mir, wie Tommaso maunzend vor der Haustür hin und her strich, einen Buckel machte und sich mit bebenden Schnurrhaaren aufplusterte, um jede noch so leise lautliche oder emotionale Regung aufzufangen. Er wusste genau, wie er sich verhalten musste, wenn er etwas zu fressen haben wollte, und das hatte nichts damit zu tun, dass er ein Weibchen war – was ich erst viel später feststellen sollte und was meinem Vater zufolge durchaus von Bedeutung war –, son-

dern nur damit, dass er ein Wildtier war, das gelernt hatte, auf diese Weise zu überleben.

Mein Vater behauptete also, auch Frauen, die etwas erreichen wollen, würden auf dieses abartige Herumschwänzeln und Maunzen zurückgreifen.

»Es ist ein schlechtes Zeichen, wenn Frauen dir Aufmerksamkeit schenken, mein Sohn. Das kann nur zwei Dinge bedeuten: Entweder sie wollen etwas von dir, und zwar etwas Wichtiges oder Teures. Oder aber sie haben vor, dich hinterrücks zu erdolchen«, hörte ich ihn oft zu meinem Bruder Giuseppe sagen. Ich lauschte ebenso angestrengt wie aufmerksam, wenn mein Vater solche Weisheiten zum Besten gab – vermutlich auch mit offenem Mund, denn ein paar Mal flogen mir Fliegen hinein, so andächtig lauschte ich seinen Worten. Anschließend kehrte Papa wieder stolz hinter seine Werkbank zurück, von wo aus er die Welt jahraus, jahrein in Gestalt von unzähligen Blicken und Gesten fremder Leute an sich vorbeiziehen sah. Vielleicht kannte er ja deshalb so viele Weisheiten, weil er im Leben eine Zuschauerrolle einnahm?

Doch wie immer, wenn Eltern ihre Kinder ermahnen, tat ich das genaue Gegenteil. Ich bin mir sicher, dass auch Pietros Vater, der bäuerlicher Herkunft war wie Mama, seinen Sohn vor den Gefahren des Lebens warnte. Genau wie ich bekam auch mein Freund gute Ratschläge – nur um dann zu tun, was *er* für richtig hielt. In dem Alter ist man überzeugt, dass es genügt, ein Kind zu sein, um von den Zumutungen und Gefahren des Lebens, die nur in den Köpfen der Erwachsenen existieren, verschont zu bleiben.



Das Meer war aufgewühlt und hatte etwas Bedrohliches. Der Strand war zerfurcht und mit einem grünlichen Schlamm überzogen.

»Dieser Ort ist einfach perfekt zum Fischfangen«, schwärmte Pietro und zückte seine rudimentäre Angel. Wir hatten sie uns einfach genommen – wohl wissend, dass unsere Väter das niemals gutgeheißen hätten. Aber wie sollte man da widerstehen? In den tosenden Wellen wimmelte es nur so von Fischen! Mein Freund zeigte auf eine kleine Untiefe zwischen zwei Sandbänken, die zum Meer führten. Wir waren von dichtem Gestrüpp umgeben, dessen Zweige sich so weit vorstreckten, dass sie beinahe das Wasser berührten. Sie schienen guten Halt zu bieten und ein ideales Versteck für unsere Ausrüstung zu sein. Es war nicht weiter schwer, Umbern zu fangen. Die beste Methode bestand darin, den Angelhaken in die Tiefe hinabzusenken, wo die Fische nicht vom Wellengang weggetrieben wurden.

Pietro hob einige glitschige Steine hoch, die unter den höchsten Sträuchern lagen. Ein Gestank nach Verwesung und nach fauligem Obst stieg auf, kaum dass er den ersten Stein umgedreht hatte. Ein Paradies für Würmer, die sich hervorragend als Köder eigneten. Pietro griff nach einem ziemlich langen, der sich hektisch wand, um seinem trau-

rigen Schicksal zu entgehen. Ich nahm einen schönen trockenen kleinen Stein, der auf einer Seite spitz zulief, und zerteilte den armen Wurm damit. Sein Rumpfbewegte sich immer noch, so unermüdlich sträubte er sich gegen sein Los. Schon seltsam, dass man seine Feinde im Krieg als elende Würmer verunglimpft. Eigentlich ist das gar keine Beleidigung, wenn man bedenkt, wie tapfer diese kleinen Tiere bis zum Schluss um ihr Leben kämpfen.

Aber wenn man neun Jahre alt und ganz versessen darauf ist, mit Unmengen von Fischen triumphierend nach Hause zurückzukehren, macht man sich nicht groß Gedanken über den Tod der Köder. Zu derartigen Überlegungen kommt es erst viel später, wenn man erwachsen wird und gezwungen ist, sich näher mit dem Tod zu befassen.

Es herrschte eine seltsame Stille, die beruhigend und verstörend zugleich war. Zwei gerade mal Neunjährige kauerten auf einer schmalen Sandbank, weit weg von der zivilisierten Welt. Hier würde uns bestimmt niemand stören – aber auch niemand über uns wachen.

»Los, befestige den Köder gut am Haken«, forderte mich Pietro auf, der sich gern wie ein größerer Bruder aufführte, obwohl ich zwei Monate älter war als er. »Du musst ihn ganz lang ziehen, damit der Fisch ihn gut sehen kann«, fuhr er fort.

Ich gehorchte widerspruchslos – auch weil mein Freund ein geborener Anführer war, jemand, der dafür bestimmt ist, Großes zu vollbringen, wenn er erst mal erwachsen ist, und der dann mit einer treuen Anhängerschar rechnen kann.

Zu der ich sicherlich ebenfalls gehören würde.

»Und jetzt lässt du ihn energisch hinunter, ohne lange zu fackeln, damit die Fische die Falle nicht wittern.«

Mama war noch nie am Meer gewesen, ganz so, als läge es am anderen Ende der Welt.

»Das wird eine Art Fluss sein, nur ein bisschen größer«, sagte sie immer, wenn ich wissen wollte, ob sie nicht neugierig darauf sei. Doch sie hielt sich nicht lange mit philosophischen Betrachtungen über seine Größe und unsere Bedeutungslosigkeit angesichts seiner enormen Weite auf wie andere, sensiblere Gemüter.

Die Margiala war keine Frau, die sich von Wortgeklingel beeindrucken lässt, sie stand mit beiden Beinen fest auf dem Boden.

Grundbesitz, Geld und die Familie – nur darauf kam es für sie im Leben an. Der Rest war Unsinn, gefährlicher Unsinn, der bloß unzufrieden machte, und jede Unzufriedenheit konnte Unfrieden stiften.

Pietro und ich hielten die Angeln und beugten uns leicht nach vorn, wobei wir in die Knie gingen – nicht zu viel und nicht zu wenig.

»Die Beine müssen ganz locker sein und der Arm fest. Wenn du zu starr stehst, hast du keine ruhige Hand.«

Pietro beherrschte die Kunst des Angelns perfekt – nicht umsonst hatte ihn sein Vater unzählige Male mitgenommen und ihm die richtige Technik gezeigt. Jetzt war er so gut darin, dass er sein Wissen weitergeben konnte. An Wissbegier fehlte es mir jedenfalls nicht, hinzu kam eine Sturheit und Beharrlichkeit, die auch etwas mit meiner bäuerlichen Herkunft zu tun haben dürften.

Ich sah, dass die Schnur leicht zitterte, als sie von der Strömung hin und her gewiegt wurde.

»So ist es perfekt«, rief Pietro begeistert. Für einen Lehrer gibt es nichts Schöneres, als mitzuerleben, dass sein Schüler genauso gut wird wie er. Keine Ahnung, wie lange ich mit lockeren Beinen und starren Armen so dastand, bis eine Umber anbiss. An diesem Tag war ich die Erste, die etwas fing, und ich kann gar nicht sagen, wie sehr es mich freute, meinen Lehrmeister übertrumpft zu haben. Als Nächstes war Pietro an der Reihe; ein Fisch nach dem anderen schien einem mächtigen Trieb zu folgen, der ihn unweigerlich in den Tod jagte. Wir hatten keine Eimer dabei, in denen wir unseren Fang hätten verstauen können, doch Pietro hatte so seine eigenen Methoden, die ebenso brutal wie effizient waren. Ungerührt packte er den Fisch, auch wenn er noch so glitschig war und zappelte wie ein Aal. Am Ufer ragten spitze Wurzeln aus der Erde, messerscharf und bestens dazu geeignet, den Fisch zu durchbohren. Pietro hielt ihn mit beiden Händen fest und spießte ihn energisch auf die Wurzel. Innerhalb kürzester Zeit wackelte ein Dutzend Fischköpfe hin und her – makabre Trophäen zweier herzloser Fischer.

Jedes Mal, wenn Pietro einen Fisch aufspießte, bekam ich einen bitteren Geschmack im Mund und musste schlucken – vor lauter Angst, das Ritual demnächst selbst vollführen zu müssen. Ich war mir nicht sicher, ob ich dazu in der Lage wäre. Aber für Pietro war es eine Art Initiationsritus, der ihn zu einem richtigen Erwachsenen machte – und zu meinem großen Glück fand er nicht, dass ich auch schon so weit wäre.

Jedes Mal wenn Pietro einen Fisch aufspießte, spuckte er auf den Boden, als wäre das der einzig richtige Abschluss einer kühnen Tat – wie ein richtiger Mann eben. Ich tat es ihm mehrmals nach, sodass im Umkreis von einem Meter alles voll ekliger Spucke war.

Entweder weil inzwischen viel Zeit verstrichen war oder aber weil die Haltung so ungewohnt war – irgendwann war ich jedenfalls tief erschöpft.

Es waren vielleicht eine oder auch zwei Stunden vergangen. Wenn man angelt, vergeht die Zeit immer viel zu schnell oder viel zu langsam. Das dahinströmende Wasser tut ein Übriges, sodass man jedes Zeitgefühl verliert.

Meine Beine fühlten sich ganz dick an und mein Magen leer. Ich hatte Hunger, und mein Interesse am Angeln ließ nach. Meine Gedanken schweiften ab, und ich achtete nicht mehr darauf, wie ich die Arme, geschweige denn den Oberkörper, hielt. Ich hoffte, dass die Beute so dazulernen, die Unaufmerksamkeit des Jägers spüren und ihm von nun an ausweichen würde. Eine Taktik, die auch zu funktionieren schien, denn bei mir biss nichts mehr an. Pietro dagegen stand nach wie vor völlig reglos da, seine Beine gaben keinen Millimeter nach.

»Pietro, ich bin müde. Wollen wir nach Hause gehen?«, quengelte ich wie ein kleines Kind. In den Jahren danach

sollte ich mich unzählige Male fragen, was wohl passiert wäre, wenn ich das nicht gesagt und noch ein klein wenig länger durchgehalten hätte.

Es gibt einen entscheidenden Wendepunkt im Leben, nach dem nichts mehr so ist wie zuvor. Das ist der Moment, bevor etwas Unerwartetes geschieht, mit dem man nie gerechnet hätte. Danach ist alles anders.

Pietro hörte auf mich und holte schon bei meinen ersten Worten die Angel ein. Nun vollzog sich das makabre Ritual in umgekehrter Reihenfolge, und wir zogen die Fische von den Wurzeln. Anschließend wickelten wir sie in ein Tuch. Bei dem jetzt schon widerlichen Gestank, den sie verströmten, drehte sich einem der Magen um. Doch wir ertrugen ihn beide klaglos, alles andere wäre wirklich weibisch gewesen.

Wir schauten uns tief in die Augen, mit dem triumphierenden Blick von Menschen, die glauben, ihr Schicksal selbst in der Hand zu haben. Mein Freund nahm mir die Angel ab, und seine zuvorkommende Geste ließ bereits den liebenswürdigen Mann erkennen, der er einmal werden würde. Er sah mich unverwandt an, ein Strahlen im Gesicht. Ich lächelte zerstreut zurück, weil ich in Gedanken längst woanders war und weil mich Männerangelegenheiten wie der Fischfang nur insofern interessierten, als sie eine außergewöhnliche Herausforderung für eine Frau darstellten. Hätte ich gewusst, was als Nächstes kam, hätte ich sein Lächeln länger genossen und versucht, mir seine Fischfanglektionen besser einzuprägen. Aber vielleicht verwiesen meine abrupten Stimmungsschwankungen auch schon auf die Frau, die einmal aus mir werden würde.

Ich weiß nicht mehr, wann genau Pietros Bein nachgab. Ich weiß nicht mal mehr, wie das überhaupt passieren konnte, war er über eine der hervorstehenden Wurzeln gestolpert? Tatsache ist, dass sich mein Freund auf einmal im Wasser wiederfand, den starken Wellen hilflos ausgeliefert. Noch war mir gar nicht klar, wie gefährlich das war. Ich ging davon aus, dass er sich schon noch an einem Felsen festhalten oder meine Hand umklammern würde, mit der ich versuchte, ihn zu packen. Im schlimmsten Fall würde er pitschnass nach Hause zurückkehren und eine Standpauke von seinem Vater bekommen.

Vielleicht lag es auch an meiner kindlichen Naivität, die Gefahren klein werden und Hoffnung wachsen lässt, die einen in dem Glauben wiegt, dass immer alles gut ausgeht, dass sich im Leben alles reparieren lässt wie ein kaputtes Spielzeug.

Kurz fielen mir die unzähligen Geschichten von Menschen wieder ein, die das Meer verschlungen hatte, von Ertrunkenen, die von der Strömung hinausgetragen, von unsichtbaren Schlingpflanzen festgehalten, im Schlick versunken oder von geheimnisvollen Fischen verschluckt worden waren – von Seeungeheuern, die niemand je gesehen, aber von denen jeder mindestens einmal geträumt hat.

Sofort verdrängte ich diese negativen Gedanken wieder, die meinen kindlichen Optimismus bedrohten. Das war doch das Gerede alter Leute! Stattdessen redete ich mir ein, dass ein schlimmes Ende nur in der Fantasie längst vergangener Generationen vorkommen konnte.

Ich zwang mich, mich noch weiter vorzubeugen. Dass

Pietro es nicht bis zu mir schaffte, verhiel nichts Gutes. Ich sah, wie er sich abstrampelte, mit den Händen eines Neunjährigen, die viel zu klein waren, um der Gewalt des Meeres etwas entgegenzusetzen. Ich spürte, wie sich mein Gesicht zu einer Grimasse verzog, die reines Entsetzen ausdrückte. Gleichzeitig irrlichterte mein Blick zwanghaft von links nach rechts, in der Hoffnung, jemand könnte uns zur Hilfe eilen. Doch mein Schrei blieb mir in der Kehle stecken, weil ich kaum noch Luft bekam.

Als ich begriff, dass niemand kommen würde, versuchte ich noch angestrengter, mich zu ihm vorzubeugen. Ich klammerte mich an eine Wurzel und verlagerte das Gewicht auf den rechten Fuß, während ich mich gleichzeitig bemühte, die Hand auszustrecken, um seine zu fassen zu bekommen. Auch Pietro mobilisierte seine letzten Reserven und versuchte, zu mir zu schwimmen. Aber inzwischen bekam er nicht mehr genug Luft, und es war offensichtlich, dass die Strömung zu stark für ihn war, der Seegang zu heftig und sein Körper zu schwächig. Das Wasser schlug mehrmals über seinem Kopf zusammen, der zum Glück wieder auftauchte. Aber in diesem Moment wurde mir mit Entsetzen klar, dass da gerade etwas ganz Schreckliches passierte, und ich begann, aus Leibeskräften zu schreien. Auf einmal war meine Kehle wieder frei. Ich schrie seinen Namen und dann um Hilfe, anschließend wieder seinen Namen, nach wie vor das Bild von Pietro und mir vor Augen, wie wir uns tief in die Augen sahen, wie Pietro die Angel meisterhaft über der Wasseroberfläche schweben ließ.



Ich schrie und schrie immer lauter, und ein Schluchzen mischte sich in meine Schreie. Ich spürte, wie die nackten Füße immer tiefer im seidig-kühlen Sand versanken. Wäre ich doch nur sofort ins Wasser gesprungen, dann hätte ich ihn vielleicht noch herausziehen können. Gemeinsam wäre es uns vielleicht gelungen, gegen die Strömung anzukämpfen und wieder ans Ufer zu gelangen. Hätte ich Pietro nicht für unbesiegbar gehalten, hätte ich vielleicht nicht mit ansehen müssen, wie er ertrank. Alles Gedanken, die mir leider erst viel später kamen, als ich wieder bei klarem Verstand war.

»Pietro!«, schrie ich inzwischen völlig verzweifelt, »Pietro«, als dort, wo er zum letzten Mal aufgetaucht war, nur noch ein paar Zweige von den tosenden Wellen hin und her geworfen wurden.

Im Rückblick habe ich mir stets eingebildet, dass ich etwas hätte tun können, um meinen Freund zu retten. Aber in diesem Moment ging einfach alles viel zu schnell, und in meiner kindlichen Fantasie war es schlichtweg unvorstellbar, dass es auch Geschichten gab, die nicht gut ausgingen.

Ich schwieg eine Weile, während die Füße immer tiefer einsanken und die Arme schlaff an mir herabhingen.

»Pietro«, flüsterte ich, mit einer Stimme, die kaum mehr war als ein Hauch, als ich begriff, dass ich meinen Freund nie mehr wiedersehen würde.

Die Fische waren inzwischen leblos – auch der letzte Fang, den wir sofort in das Tuch eingewickelt hatten, um wenigstens ihm das Aufgespießtwerden zu ersparen. Ich sah mich um, um mir alles genau einzuprägen – meinen letzten

Nachmittag mit Pietro –, damit er zu einer dieser unauslöschlichen Erinnerungen wurde, die einem in einsamen Momenten Gesellschaft leisten.

Was ich empfand, als ich zuerst aufs Meer starrte, das weiterhin tosend seine Macht demonstrierte, und anschließend auf die Fische, in der Hoffnung, doch noch irgendwo eine Spur von meinem Freund zu entdecken, ist schwer zu beschreiben. Es war, als klaffte eine Riesenlücke in mir, die von einem stechenden körperlichen Schmerz begleitet wurde.

Erst viel später sollte ich erkennen, was das war: ein ebenso heftiger wie unstillbarer Verlustschmerz. Und zwar nicht nur, weil Pietro gestorben war, sondern auch, weil ich dem Tod ins Gesicht geschaut hatte.

Denn wenn Pietro gestorben war, hieß das, dass auch ich sterblich war, und Mama ebenfalls. Dass ich jeden Tag Leuten begegnete, die eines Tages sterben würden.

Das war der erste schwere Schlag, den mir das Leben verpasste, und Pietro der erste uneingeschränkte Held, den ich verlieren sollte.

Vor der Beerdigung meines Freundes wurden die Margiala und meine älteste Schwester Rosetta zur Totenwache gerufen. Sie hatten die Aufgabe, drei Tage hintereinander neben der Leiche zu sitzen und ununterbrochen zu weinen, um so die Mutter des armen Jungen und seine anderen Verwandten zu trösten. Es gehörte zu den Pflichten der Margiala, an fast allen Totenwachen im Dorf teilzunehmen. Für diesen Anlass war eine ganz besondere Kleidung vorgesehen, die schwarz sein und bis zu den Knöcheln reichen musste. Im Sommer war das bei der Margiala eine Baumwollbluse zu einem Stufenrock, der ihre schmale Taille betonte – Mamas ganzer Stolz, obwohl sie vier Kinder geboren hatte –, im Winter ein Flanellrock mit Wollpulli, den man mit einer spitzenbesetzten Stola verhüllte. Auch die Haare wurden mit einem kostbaren Schleier bedeckt, den verheiratete Frauen ihrer Aussteuer entnahmen. Das mit der Totenwache war also nur etwas für Erwachsene, denn dafür brauchte man Kleidungsstücke, die man zur Aussteuer bekam.

Meine Schwester Rosetta war einundzwanzig und damit im heiratsfähigen Alter. Doch die Margiala hatte nicht vor, sie irgendeinem feurigen Verehrer zu überlassen, der ihre Tochter zum Altar führen wollte, bevor alles ordentlich geregelt war. Deshalb lag Rosettas Aussteuer schon seit zwei Jahren, fein säuberlich zusammengefaltet und nach Motten-

kugeln duftend, bereit – und zwar in der großen Nussbaumtruhe am Fußende des Ehebetts, die nur die Margiala öffnen durfte. Sie hatte sich von meinem Vater extra ein Schloss dafür machen lassen, damit die kostbare Aussteuer vor neugierigen Blicken und Händen geschützt blieb. Meine Mutter hatte darauf bestanden, dass Rosettas Aussteuer bestickt wurde. Die Stickereien besaßen einen symbolischen Wert, der weit über die bloße Verzierung hinausging.

Dort, wo die Margiala herkam, nämlich aus der Gegend von Foggia, konnten sich nur Landbesitzer eine bestickte Aussteuer leisten. Die Stickereien standen für einen gewissen Status, außerdem waren sie das Erste, was man von Bettwäsche und Handtüchern sah, wenn die Aussteuer präsentiert wurde. Dazu wurde jedes einzelne Teil vorsichtig über ein Möbelstück im Schlafzimmer der Brauteltern gelegt. Die Handtücher wurden über Stühle und Spiegelkommode drapiert, während die zusammengelegte Bettwäsche auf die Tagesdecke kam und die Unterwäsche auf den Kissen ausgebreitet wurde.

Wichtig war, dass man die Borten sah, den feinen Muschelsaum und die zarten Fransen der Leinenhandtücher. Letztere wurden niemals zum Abtrocknen von Händen oder Gesicht benutzt, sondern waren ein reines Vorzeigegenstand, das, frisch gestärkt, im Bad zu hängen hatte. Wenn überhaupt, wurden sie zur Geburt eines Kindes hervorgeholt – aber nur weil man dann davon ausgehen konnte, dass die vielen wegen des freudigen Ereignisses herbeigeeilten Leute sie auch würdigen würden.

Die Margiala stammte nicht aus einer Familie von Land-

besitzern. Ihre Eltern waren einfache Pächter, die das Land eines so genannten »Barons« bearbeiteten, der vor dem neuen Regime in Ungnade gefallen war – in einer Zeit, in der jemand auf die Idee gekommen war, dass auch die Armen auf dem Land Rechte besäßen. Der Vater der Margiala war als Pächter geboren worden und als solcher gestorben, obwohl er ein Leben lang behauptet hatte, er werde dem Baron irgendwann noch ein Stück Land abkaufen, um seiner Tochter eine bestickte Aussteuer zu ermöglichen.

»Eines Tages wirst du heiraten wie eine feine Dame«, pflegte er zu ihr zu sagen, seit sie ein kleines Mädchen war. »Eine Kutsche wird uns direkt vor der Kirche von Cerignola absetzen, während deine Mutter die Gäste zu Fuß dorthin geleiten wird – voller Stolz, die Frau eines Landbesitzers zu sein. Du wirst eine Aussteuer mit Muschelsaum bekommen, mit lauter Spitzen und Rüschen, und alle werden dir mit Hochachtung begegnen.«

Meine Mutter erzählte oft von ihrem Vater, einem ewigen Träumer. Von Ruhm und Ehren, zu denen der Ärmste nie gelangt war. Sein Leben war nicht so verlaufen wie geplant, und das mit dem Landbesitzerwerden und die Tochter wie eine feine Dame Verheiratet hatte erst recht nicht geklappt. Noch bevor er zu diesem großen Sprung ansetzen konnte, war er gestorben, was vielleicht besser so war, weil er in dem Glauben gestorben war, seinen Plan eines Tages doch noch in die Tat umsetzen zu können. Eine Lungenentzündung hatte ihn dahingerafft. So nannte man das, wenn die Leute monatelang von hartnäckigem Husten gequält wurden, bis sie bleich wie der Mond waren und von

einem galoppierenden Fieber ins Jenseits befördert wurden.

Eines schönen Tages, als die Margiala noch um ihren verstorbenen Vater trauerte, sah sie Agostino Ventrella, einen jungen, gutaussehenden Mann ohne einen Heller in den Taschen, durch Cerignola spazieren. Wie es ihn, der von der Küste stammte, ausgerechnet dorthin verschlagen hatte, wusste er selber nicht. Fest steht nur, dass sein Cousin und er beschlossen hatten, eine Landpartie zu unternehmen. Ein entfernter Verwandter des jungen Mannes wohnte ausgerechnet in Cerignola, und so packten die zwei Burschen etwas Proviant in ihre Kalesche – man konnte schließlich nie wissen, was die Reise so bringen würde – und wagten sich in das von nackter roter Erde geprägte Hinterland vor.

Für Agostino war es Liebe auf den ersten Blick.

Die Margiala war wunderschön. Ihre Schönheit beruhte nicht nur auf ihren feinen Zügen und einzigartigen Augen, die in ihrem bernsteinfarbenen Gesicht funkelten wie Juwelen, sondern auch auf ihrer stolzen, fast hochmütigen Art. Die machte zwar auch keine richtige Adelige aus ihr, verlieh ihr aber eine entsprechende Vornehmheit.

Als die beiden Burschen mit ihrer Kalesche anhielten, um sie nach ihrem Namen zu fragen, sah die Margiala sie nur mit blitzenden Augen an. Ihr gnadenloser Raubtierblick durchbohrte den zahmen Agostino regelrecht.

»Wie heißt Ihr?«, fragte der Ärmste tapfer.

Meine Mutter musterte ihn streng und runzelte nur die Stirn angesichts der Dreistigkeit dieses Kerls, der es wagte, eine junge Frau zu belästigen, die Trauer trug. Es war die

Freundin meiner Mutter, die an ihrer Stelle antwortete. Ein kokettes, dralles Ding, das, wie viele im Dorf prophezeiten, mit achtzehn schwanger werden und eine Riesenschar Kinder bekommen würde, die genauso ungehobelt sein würden wie ihr Vater. Bestimmt würde sie einmal extrem dick werden und ihr Mann enden wie alle Säufer, die die Tavernen bevölkerten: mit einem Rülpsen vom vielen Essigwein, zwischen den willigen Schenkeln einer Dirne.

»Ich bin Anna, und das ist Anita, die aber von allen Diamante genannt wird.«

»Diamante ...«, sagte mein Vater und kratzte sich am Kinn. »Einen besseren Namen kann man sich gar nicht vorstellen.« Dann nahm er seinen Hut ab, denn obwohl er mittellos war, wusste er sehr wohl, was sich gehörte.

»Diamante heißt meine Mutter. Wollt Ihr auch sie belästigen? Ihr müsst nämlich wissen, dass sie gerade erst Witwe geworden ist«, erwiderte die Margiala frech.

Die beiden jungen Männer weckten eine unbegründete Wut in ihr – ein Gefühl, das sie allerdings allen Männern gegenüber hegte. Hätte die Margiala woanders gelebt – in England vielleicht oder in irgendeiner modernen französischen Stadt –, wäre möglicherweise eine Feministin aus ihr geworden. Vielleicht hätte sie auch nur nach Mailand oder Rom gehen müssen, um die Dinge von einer anderen Warte aus zu sehen.

Aber in dem Dorf, in dem sie geboren und aufgewachsen war, änderten sich manche Dinge eben nie. Bestimmte Wahrheiten und Überzeugungen wurden ausschließlich mündlich überliefert, und keiner hatte es je gewagt, sie zu

hinterfragen – schon gar nicht die Frauen, deren Rolle als Statistinnen, Zuschauerinnen, dumme Hühner oder Giftnattern längst feststand – je nachdem, was gerade gebraucht wurde. Auch das gehörte sozusagen zur Aussteuer.

Die Margiala hatte sich schon immer anders gefühlt, was bestimmt nicht einfach für sie war, wenn man an das übliche Verhalten der Frauen in ihrem Dorf denkt. Manchmal wurde meine Mutter von einem Unbehagen befallen, das tief aus ihrem Innern aufstieg, um ihr dann wie ein dicker Kloß in der Kehle stecken zu bleiben. Dann hätte sie am liebsten laut geschrien, heiser und wild, um ein Unbehagen zu äußern, das unmöglich nur sie empfinden konnte – eines, das sich vielleicht schon seit Jahrhunderten aufstaute.

Und manchmal tat die Margiala das sogar.

Wenn sie sich sicher sein konnte, dass niemand sonst draußen auf den Feldern war, an einem von diesen heißen Sommernachmittagen, wenn alles zirpt, ohne dass der laute Zikadengesang auch nur vom kleinsten Lufthauch begleitet wird. Dann sah sich die Margiala gründlich um, breitete die Arme aus, die Ärmel bis zu den Ellbogen hochgekrempelt, und schrie. Sie schrie, bis ihr die Luft ausging, breitbeinig und das Gesicht zum Himmel gewandt. Anschließend verharrte sie noch eine Weile so, um den Gefühlsausbruch zu genießen, beide Beine fest auf dem Boden und die Hände in die Seiten gestemmt.

In diesem Moment verzogen sich die vollen Lippen der Margiala zu einem hämischen Grinsen, und sie nahm sich auf einmal ganz anders wahr: mit sich und der Welt im Reinen.



